



Hildegard Luckner

**Die letzten Kriegstage
Danzig – Flucht – Wotersen**

– Ein Bericht für meine Kinder Helga, Siegfried und Ralf –

Diesen Bericht schreibe ich am 29. Januar 1981, 36 Jahre nach dem letzten Abend in unserem Hause in Danzig—Langfuhr, Syfertweg 10.

Wir haben Heiligabend 1944. Vati ist im Krieg — irgendwo an der Westfront. Ama und Apa wohnen schon fast ein Jahr bei uns, nachdem sie in Stettin ausgebombt worden sind. Die Zimmer sind nur noch lauwarm, Koks ist knapp. Wir sitzen so nahe es geht am Heizkörper, bei einem im Jäschkentaler Wald selbst abgesägten Weihnachtsbaum. Horst Hannemann erscheint mit Schmalzstullen und Schokolade. Er ist auf einem Lazarettschiff, das in Neufahrwasser liegt. Fränzi (Franziska Glock — unser polnisches Kindermädchen) ist nach Hause gefahren.

Anfang Januar fällt viel Schnee, man hört Kanonendonner, die Russen stehen vor Elbing. Ama näht Rucksäcke aus grünem Rupfen für uns alle. Ihr Kinder spielt mit diesen Rucksäcken auf dem Buckel vergnügt "flüchten". Ich will von Flucht nichts hören, was konnte uns schon geschehen, wenn die Russen wirklich kommen sollten, niemand von uns war jemals Mitglied in der NSDAP oder einer ihrer Organisationen. Geschützdonner rückt immer näher. Auf Drängen von Ama packe ich doch ein paar Sachen ein. Auf den Straßen in Langfuhr wälzen sich unabsehbare Schlangen von Flüchtlingen aus Ostpreußen. Horst Hannemann kommt noch einmal : Wir sollen großes Gepäck bereitstellen, bevor wir fortgehen, weil er eventuell mit dem Schiff etwas herausbringen kann. Fünf große, vollgepackte Koffer stehen schließlich auf der Diele bereit — alles tat ich widerstrebend.

Frau Sodtman, unsere Mieterin in der Parterre—Wohnung, war eines Morgens verschwunden (auf die Flucht gegangen), wie sich überhaupt eine Wohnung nach der anderen in unserem Viertel leerte. Langsam kamen auch mir Fluchtgedanken. Es muß der 16. oder 17. Januar gewesen sein, als wir mit Ama und Apa frühmorgens bepackt zur Straßenbahnhaltestelle gingen und zum Danziger Bahnhof fuhren. Eine unübersehbare Menschenmenge vor und im Bahnhofsgebäude. Wir warteten geduldig, stundenlang; dann eine Durchsage : Es geht kein Zug mehr Richtung Westen. Wir wußten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was geschehen war. Die Russen waren südlich um Danzig herum nach Hinterpommern bis zur Ostseeküste vorgestoßen. Der Ring war geschlossen. Wir fuhren wieder zurück. Unsere Wohnung war so warm, wie seit langem nicht. Roßform, der Hauswart, hatte die Heizung mit dem letzten Koks gut versorgt.

Etwa 3 Tage später bekamen Ama und Apa, da sie nicht Danziger Staatsangehörige waren, von irgendeiner Partei—dienststelle Berechtigungsscheine zur Ausreise mit einem Sonderzug. Am Morgen danach machten sich die beiden Alten erneut auf den Weg zum Bahnhof. Es war ein schwerer Abschied, man wußte nicht, ob und wann man sich wiedersehen würde. Sie landeten nach Tagen bei Tante Lottchen in Stettin. Wie uns diese Nachricht überhaupt erreichte, weiß ich nicht mehr.

Unsere Wohnung war jetzt ungeheizt. Wir stellten den Gasbackofen in der Küche an und lebten dort. Am 23. Januar kam Fränzi aus Gotenhafen zurück, wo sie einen Freund hatte, der Matrose war. Sie brachte die Nachricht, daß ihr Freund für uns Schiffsplätze für den übernächsten Tag auf der Kommandantur bekommen hätte. Also wieder packen. Ich brachte Teile des großen Gepäcks mit dem Schlitten zum Langfuhrer Bahnhof und gab dieses an Lottchen's Adresse auf. Am Abend dieses Tages gab es wieder einmal Fliegeralarm – entfernte Detonationen. Am nächsten Morgen fuhr uns der Chauffeur unseres Nachbarn, des Standartenführer Willich, mit dessen großem Auto nach Gotenhafen (Gdingen). Dort wurde uns jedoch mitgeteilt, daß beim gestrigen Fliegerangriff die gesamte Danziger Bucht vermint worden sei und kein Schiff ablegen würde. Also wieder zurück. Nun wurde es unheimlich.

Ich fuhr am Nachmittag dieses Tages zum Danziger Bahnhof, um zu erkunden, ob noch eine Möglichkeit mit der Bahn bestünde. Alles lag dort voller Menschen – trostlos. Der Bescheid lautete : Es steht der letzte Zug am Bahnsteig, der versuchen würde, nach Westen durchzukommen. Voller Sorgen ging ich zu Fuß nach Langfuhr zurück. Als ich über die Eisenbahnbrücke ging, fuhr unter mir dieser letzte Zug hindurch, Menschen außen auf den Trittbrettern und auf den Dächern der Wagen. Wie dieser Zug, und ob er jemals angekommen ist, habe ich nie erkunden können.

Die nächsten Tage verliefen eintönig und trostlos. Ich gab den Gedanken an eine Flucht jetzt auf und ging zum Langfuhrer Bahnhof, um nach unserem Gepäck zu schauen. Es war auch noch nicht abgegangen, so nahm ich es wieder mit in unsere Wohnung.

Am 29. Januar fuhr Fränzi erneut zu ihrem Freund – dem Matrosen – nach Gotenhafen. Sie kam jedoch schnell wieder zurück und brachte die Nachricht, daß wir am nächsten Tage, dem 30. Januar 1945, mit der "Wilhelm Gustloff"

ausreisen könnten, und ich die Passierscheine auf der Kommandantur abholen könne. Auch für Frau Schaumburg – die mit ihren beiden Kindern ebenfalls in unserem Hause wohnte – hatte sie Karten besorgt. Also wieder : Gepäck auf den Schlitten, noch einmal am Bahnhof aufgegeben, zurück nach Hause, erneut Rucksäcke voll gepackt, Teppiche mit Mottenpulver eingestreut, zusammengerollt. Wir wollten ja wieder zurückkommen !

An diesem letzten Abend in unserem Hause, dem 29. Januar 1945, holte ich die restlichen Dosen Spargel aus dem Keller und den besten Wein. Von 20 Eiern, die Frau Schaumburg besorgt hatte, machten wir Rühreier. Dann aßen wir unser letztes Abendbrot zu Hause, in der Küche, eng zusammen, wir vier sowie Fränzi und Frau Schaumburg mit ihren Töchtern Bärbel und Doris. Am 30. fuhr uns der Chauffeur von Willich ein zweites Mal nach Gotenhafen. Über Nacht waren Riesenmengen Schnee gefallen, die Fahrt ging nur langsam vonstatten. Und dann geschah es : Zwischen Zoppot und Gotenhafen blieben wir im Schnee stecken. Alle versuchten, den Wagen wieder frei zu bekommen. Ihr Kinder schaufeltet mit Euren kleinen Händen den Schnee vor den Rädern weg. So ging es mehrmals. Frau Schaumburg und ich waren verzweifelt, weil wir sahen, daß wir bis zu der vorgesehenen Abfahrtszeit der Gustloff nicht in Gotenhafen sein würden.

Nachdem wir Gotenhafen schließlich doch erreicht hatten, holte ich die Karten von der Kommandantur und wir eilten zum Liegeplatz des Schiffes. Aber es war zu spät, ca. 5 bis 10 m war das große, übervolle Schiff schon vom Bollwerk entfernt. In diesem Moment, als wir mit hängenden Armen, hoffnungslos und ratlos da standen, ahnten wir nicht, welchem grauenhaften Schicksal wir entgehen würden, daß diese Schneemengen, die zu unserer Verspätung geführt hatten, die uns die "Wilhelm Gustloff" nicht erreichen ließen, die Rettung für uns gewesen sind.

Müde, erschöpft und hoffnungslos trotteten wir zur Kommandantur. Ich fragte, ob es noch eine Möglichkeit gäbe, herauszukommen. Und tatsächlich : Der Kommandant hatte noch Passierscheine für die "Wega", die 2–3 Stunden später vom Hafenbecken IX in Richtung Lübeck ablegen sollte. Auf dem Wege zur Wega kamen wir an einem Torpedoboot vorbei, vor dem ein Offizier stand, der uns nach unserem "wohin" fragte. Er lud uns zum Mittagessen ein, und wir bekamen herrliche Erbsensuppe. Dann ging's weiter zu einem Prahm, der uns übersetzte. Fränzi verabschiedete sich von uns, schweren Herzens von ihrem Mäcki. Ein eisiger Schneesturm umtobte uns auf diesem offenen Prahm. Endlich

waren wir am richtigen Platz, und wir gingen auf das Schiff. Oben an Deck wurden wir in einen großen Raum, in dem auf Stroh bereits viele viele Menschen saßen und lagen, eingewiesen. Ich bat wegen der 5 kleinen Kinder und Frau Schaumburg's Zustand – sie erwartete ihr drittes Kind – um Kabinen. Und wir wurden tatsächlich, tief unter Deck, in zwei kleine Kabinen geleitet. Zwei Betten übereinander; wir konnten liegen und schlafen. Als die Wega ablegte, war sie hoffnungslos mit Flüchtlingen überladen, selbst die Gänge bei uns, tief unten im Schiff, waren voller Menschen.

In der frühen Nacht zum 31. Januar wurden wir durch eine furchtbare Erschütterung und dumpfen, langandauernden Knall aus dem Schlaf gerissen. Ich lag wie gelähmt und wartete auf das Schlimmste. Die Schiffsmaschinen standen still, totenstill, nichts geschah. Es war ein unheimliches Warten. Ihr Kinder wart verschreckt, ich versuchte Euch zu beruhigen. Die Menschen traten auf die Gänge. Keiner ahnte was geschehen war. Gegen Morgen wurden wir durch den Kapitän informiert von dem grauenvollen Schicksal, das die vor uns fahrende Wilhelm Gustloff getroffen hatte. Um uns viele Menschen auf der Wega nicht zu gefährden, hatte er sofort nach dieser Detonation die Maschinen stoppen und das Schiff treiben lassen. Nicht auszudenken, wenn jetzt ein stärkerer Sturm getobt hätte. Am Vormittag setzte das Schiff seine Fahrt fort. Wir dachten nicht daran, daß im Wasser, durch das wir fuhren, vor wenigen Stunden fast 5000 Menschen ihr kühles Grab gefunden hatten, Erwachsene und viele Kinder.

Die Verpflegung auf der Wega war von Anfang an dürftig, dünner Eintopf, Brot und Muckefuck, und sie wurde von Tag zu Tag schlechter. Die Mittagssuppe wurde noch dünner, Brot gab's weniger. Da habe ich mich in die Kombüse geschlichen und – das erste Mal in meinem Leben – geklaut, drei Scheiben Brot. Ihr drei Kinder seid trotz des Hungers so brav gewesen – ich mußte es tun. Wir verbrachten die meiste Zeit in der engen Kabine, auf den Betten sitzend, wir spielten irgendetwas, ich las aus mitgenommenen Büchern vor und erzählte Euch alles Mögliche. Es gab ein Klo auf unserem Deck unten, das allmählich stark verschmutzt war, es wurde nicht mehr gesäubert, stinkendes Zeug stand auf dem Boden – unbeschreiblich.

Der Rest der Fahrt verlief ziemlich ruhig, aber es war draußen an Deck so kalt, daß wir uns dort nur wenig aufhalten konnten. Wo wir uns nun eigentlich mit unserem Schiff befanden, war uns nicht klar, ob wir in diesen Tagen etwa

schon bis Dänemark gekommen waren, oder etwa noch nicht mal Swinemünde erreicht hatten. Am 3. Februar früh wurde uns vom Kapitän mitgeteilt, daß wir gegen Mittag im Lübecker Hafen einlaufen würden.

Als wir dann unterhalb des Burgtores angelegt hatten, ging ich wie viele andere Erwachsene auch, sofort von Bord und lief die Treppe hinauf in die Stadt, um uns etwas Eßbares zu kaufen. Ich besorgte Brot, Butter, Wurst und Marmelade. Wir hatten ja eine Woche lang keine Lebensmittelmarken benötigt. Wie hat uns dieses Essen gut geschmeckt ! Im Laufe des Tages fuhren mehrere Busse an unser Schiff, die uns – die Flüchtlinge – weiterbefördern sollten. Wir hatten weder Verwandte noch Bekannte im Westen und hatten somit kein festes Ziel. Wir ließen uns zu einem Zug bringen, der in Richtung Lauenburg fuhr. Unten auf dem Bahnsteig wurden wir von Rote-Kreuz-Schwestern mit Wurststullen reichlich versorgt. Ich schrieb noch schnell Karten an Ama und Apa sowie an Vati, damit sie uns in Sicherheit wußten, denn ich hatte am Abend, bevor wir unser Haus verließen, Tante Lottchen angerufen, und ihr mitgeteilt, daß wir Danzig mit der Gustloff verlassen würden. Sie hatten inzwischen sicherlich vom Untergang dieses Schiffes Kenntnis erhalten.

Nun saßen wir im dunklen Zug und fuhren von Station zu Station, wo jeweils ein Waggon mit Flüchtlingen abgehängt wurde. Und wieder einmal stand ein guter Stern über uns, der uns in Roseburg landen ließ und wir dadurch nach Wotersen kamen. Denn – ich greife vor – durch das englische Hauptquartier, das später hier, im Schloß des Grafen von Bernstorff, eingerichtet wurde, haben wir unter dem Hunger der ersten Nachkriegsjahre nicht so sehr, wie andere, leiden müssen.

Ja, am Roseburger Bahnhof standen die Leiterwagen aus Wotersen, mit Stroh bepackt. Mit einem dieser Wagen fuhr uns der alte Meins zum Schloß. In welche Zimmer wir dort einquartiert wurden, wißt Ihr ja noch. Ein paar ganz Neugierige waren auf der Diele versammelt und begafften uns, u.a. Helga Meins, Lisa Jacobsen mit Hannes und Pohlmann, aber es waren noch mehr. In unseren Zimmern standen große Milchkannen mit angebrannter Erbsensuppe. Luftschutzbetten mit Strohsäcken und je einer grauen Pferddecke waren vorhanden. Diese erste Nacht war trostlos. Am nächsten Morgen beim Frühstück erschienen die Gräfinnen Bernstorff und Schimmelman um uns anzuschauen und zu begrüßen.

Sie brachten Bücher, Vasen, eine Tischdecke und noch so Diverses. Wir hatten die berühmte kleine, graue Waschsüssel, in der wir uns wuschen, in der ich das Essen und auch unsere kleine Wäsche kochte. Alles auf dem Ofen, mit frischem Holz, es qualmte sehr. So schlugen wir uns durch, langten auf einem absoluten Tiefpunkt an, als wir für die Engländer die Räume freimachen mußten und in der sogenannten Franzosenbaracke Unterschlupf fanden. Das war am 2. Mai 1945, Siegfrieds Geburtstag.

Dann ging es aber langsam doch wieder bergauf mit uns. Wir zogen ins Wirtschaftshaus, wir zogen ins Schloß, linker Flügel, rechter Flügel. Wotersen sollte unsere neue Heimat werden und bleiben. Wollen wir aber Danzig — unsere eigentliche Heimat — nicht zur Fremde werden lassen.

Hildegard Kurbner

